

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 36 (1946)

Heft: 44

Artikel: Wachet!

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— kann ich ihn vielleicht einen Moment sprechen?»

Die Frau sah ihn erstaunt und misstrauisch an. Er bedauerte, dass der Raum zu dunkel war, als dass er den Ausdruck ihres Gesichtes hätte erkennen können. War sie erstaunt oder war es ein höhnischer Blick, den sie ihm zuwarf?

«Wen meinen Sie, bitte?» fragte sie. «Ich lebe hier allein mit meiner Tochter.»

«Der Herr, der vorhin hier eintrat. Ich suche ihn. Ich möchte ihm gerne etwas mitteilen.»

Wieder der «erstaunte» Blick.

«Ich weiss nicht, wen Sie meinen. Vor einer halben Stunde war ein Kunde hier, aber er ist längst weggegangen.»

Sie stützte die Hände auf den Ladentisch, sah ihn abwartend an und schwieg. Keller wollte gerade gehen, als sie unverhofft noch einige Worte hinzusetzte.

«Ich kenne ihn nicht», sagte sie und eine boshafte Betonung schien in dem kleinen Satz zu liegen.

Keller entschuldigte sich und verliess den Laden.

Er war vollkommen sicher, dass der Arzt das Geschäft betreten und nicht wieder verlassen hatte. Wenigstens nicht durch die Ladentüre. Das Haus hatte allerdings auf der Seite einen zweiten Ausgang. Aber auch diese Türe hatte er von der Strasse aus unter den Augen gehabt. Blieb nur noch die Möglichkeit, dass sich eine dritte Türe auf der hinteren, den Feldern zugekehrten Seite befand. Langsam machte er eine Runde rings um das Haus herum, fand aber nichts.

Nun — Häuser und Menschen merkte er sich, und zu seiner Zeit würde er ihr Inneres aufdecken.

Keller drückte den Hut wieder in die Stirn und ging weiter.

«Ich kenne ihn nicht», hatte die Frau gesagt. Aber Richard war Arzt und lebte seit einer Reihe von Jahren in diesem Dorf. Auf der Strasse erkannte und begrüßte ihn jedes Kind.

Die Frau hatte sich verraten.

Die Frau log.

«So, so», sagte Keller und trommelte gedankenvoll mit seinen Fingern auf der Tischplatte.

Es stimmte also, dass die junge Maria schweren Kummer gehabt hatte. Und er sass hier auf der Suche nach ihr vor einem Bier und verlor Zeit.

«Ich suchte sie nämlich», sagte er zu dem Mädchen neben seinem Stuhl. «Können Sie mir sagen, Fräulein, hat Fräulein Stadler in den Tagen, die sie hier verbrachte, jemals Besuch gehabt?»

Er bekam keine Antwort, und als er aufblickte, sah er, dass das Mädchen ihn mit weitaufgerissenen Augen anstarre.

Oh — Sie — Sie suchen sie? Sind Sie also von der — —

«Ja, ich bin von der Polizei, Fräulein, wenn Sie das meinen. Ich hoffe, hier einige Anhaltspunkte für Fräulein Stadlers Verbleib zu finden.»

Schritte lenkte. Ein Bier wäre jetzt richtig, dachte er, als er vor dem Hause stand. Und er betrat zuerst die geräumige Gaststube zu ebener Erde.

Zu dieser Zeit war sie sozusagen leer. Ausser ihm waren nur zwei Gäste anwesend, zwei Bauern, die in einer Ecke aufeinander einredeten und irgendeinen Handel abzuschliessen schienen.

«Ein Dunkles, Fräulein», sagte er zu der eintretenden Serviertochter und lehnte sich zurück, um zu verschauen.

Hier saßt Maria gewohnt, das Mädchen mit dem lieblichen Gesicht. Sie passte hierher wie die Faust aufs Auge; eine elegante, junge Dame mit einem Herzen voll Kummer und bleichen Wangen, in diesem Haus voll blühender Blumen, gesundes Leben und friedlicher Behaglichkeit. Hier musste sie sich einsamer, beschwerter gefühlt haben denn je. Oder waren Stille und Friede des einfachen Gasthofes ihr ein Halt gewesen?

«Fräulein Stadler aus Zürich hat bei Ihnen gewohnt?» fragte er die Serviertochter, als sie mit dem Bier zurückkehrte.

Das Mädchen mit seinem runden Gesicht und den roten Backen blieb sofort wie angenagelt an seinem Tischchen stehen und sah mit neugierigen Augen auf ihn nieder. Sie sprach eine lange, breite Mundart.

«Sie musste ins Spital, und jetzt sei sie verschwunden, stellen Sie sich vor! Dabei ist sie vor kurzer Zeit noch hier herumgegangen. Aber ich habe gleich gedacht, dass etwas nicht stimme. So stell, wie sie immer war, und geweint hat sie auch. Und die Frau hat gesagt, bestimmt ist das eine aus der Stadt, die Liebeskummer hat. Und gegessen hat sie fast nichts, wissen Sie, sozusagen gar nichts!»

«So, so», sagte Keller und trommelte gedankenvoll mit seinen Fingern auf der Tischplatte.

Es stimmte also, dass die junge Maria schweren Kummer gehabt hatte. Und er sass hier auf der Suche nach ihr vor einem Bier und verlor Zeit.

«Ich suchte sie nämlich», sagte er zu dem Mädchen neben seinem Stuhl. «Können Sie mir sagen, Fräulein, hat Fräulein Stadler in den Tagen, die sie hier verbrachte, jemals Besuch gehabt?»

Er bekam keine Antwort, und als er aufblickte, sah er, dass das Mädchen ihn mit weitaufgerissenen Augen anstarre.

Oh — Sie — Sie suchen sie? Sind Sie also von der — —

«Ja, ich bin von der Polizei, Fräulein, wenn Sie das meinen. Ich hoffe, hier einige Anhaltspunkte für Fräulein Stadlers Verbleib zu finden.»

«Soll ich die Frau rufen?»

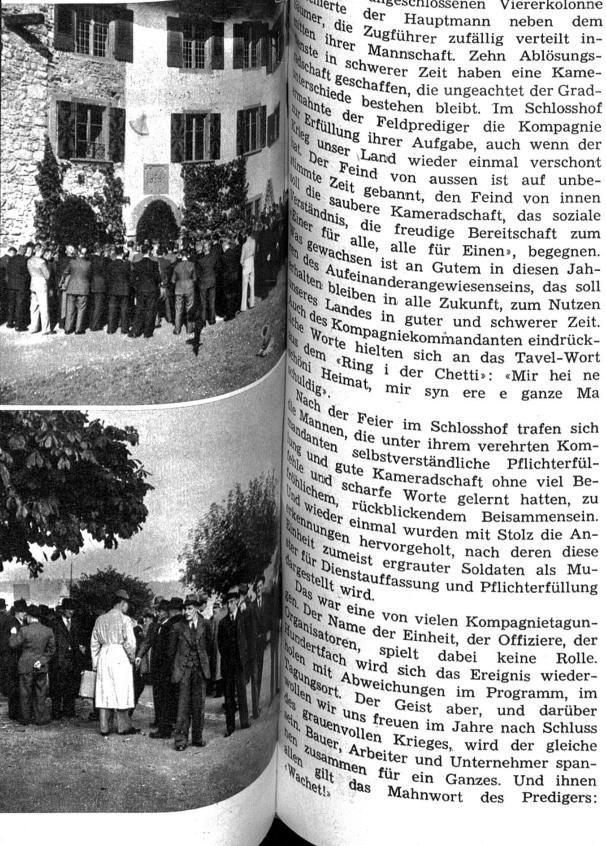
(Fortsetzung folgt)

Rechts:
Die Spiezer Musik voran, marschierten Soldaten und Offiziere kameradschaftlich in gleichem Reih und Glied zum Schloss hinunter.

Mitte unten:
Echter Soldatengeist sprach aus den Worten des Feldpredigers, die er an die Männer der Kompanie richtete

Unten:
Am Bahnhof in Spiez besammelten sich die Männer der Kompanie

Wachet



Wir haben einer von vielen Grenzbesetzten Sonntagsfeier beigewohnt. In Spiez trafen sich die Männer einer Belehrungskompanie. Der Musikverein Spiez zählte die Einheit mit klingendem Spiel vom Bahnhof zum imposanten Sitz der verdienstlichen Geschlechter der Bubenberg und Erzherzöge. Im angeschlossenen Viererkolonne marschierte der Hauptmann neben dem Kommandanten, die Zugführer zufällig verteilt inmitten ihrer Mannschaft. Zehn Ablösungen wusste in schwerer Zeit haben eine Kameradschaft geschaffen, die ungeachtet der Gradverschiede bestehen bleibt. Im Schlosshof zur Erfüllung ihrer Aufgabe, auch wenn der Krieg unser Land wieder einmal verschont hat. Der Feind von aussen ist auf unbekannte Zeit gebannt, den Feind von innen soll die saubere Kameradschaft, das soziale Verständnis, die freudige Bereitschaft zum Einen für alle, alle für Einen, begegnen. Wachet ist an Gutem in diesen Jahren gewachsen ist an Gutem in diesen Jahren gewachsen in alle Zukunft, zum Nutzen unseres Landes und in schwerer Zeit. Der Krieg des Kompaniekommandanten eindrücklich Worte hielten sich an das Tavel-Wort des Ring i der Chetti: «Mir hei ne wissni Heimat, mir syn ere e ganze Ma schädig.»

Nach der Feier im Schlosshof trafen sich die Männer, die unter ihrem verehrten Kommandanten selbstverständliche Pflichterfüllung und gute Kameradschaft ohne viel Beleidigung und scharfe Worte gelernt hatten, zu einem rückblickendem Beisammensein. Und wieder einmal wurden mit Stolz die Anreihungen hervorgeholt, nach deren diese Zumeist ergrauter Soldaten als Muster für Dienstauffassung und Pflichterfüllung dargestellt wird.

Das war eine von vielen Kompagnietagungen. Der Name der Einheit, der Offiziere, der Organisatoren, spielt dabei keine Rolle. Der Kameradschaft wird sich das Ereignis wiederholen mit Abweichungen im Programm, im Kriegsfall. Der Geist aber, und darüber hinaus, wird der gleiche. Und wenn wir uns freuen im Jahre nach Schluss eines grauvollen Krieges, wird der gleiche Bauer, Arbeiter und Unternehmer spannend zusammen für ein Ganzes. Und ihnen allen gilt das Mahnwort des Predigers: «Wachet.»

Zurückgekehrt

Der Waldrain-Bauer war noch einer von altem Schrot und Korn. Von morgens bis abends spät wirkte und schaffte er und war in der ganzen Gegend als tüchtiger Mann bekannt und geachtet. Der Mulden-Peter, wie man ihn im Dorf nannte, hatte eine fleissige Frau und eine einzige Tochter namens Käthi. Letztere war ein hübsches Mädchen mit blonden Haaren und braunen Augen. Da das Schulhaus jenseits des Dorfes lag, hatte Käthi einen Schulweg von zwanzig Minuten. Es war aber nie allein, denn mit ihm kam immer des Mieschboden-Bauers Sami, der Sohn eines weniger begüterten Bauers. Die beiden mochten sich recht gut leiden, und bei der Jungmannschaft des Dorfes munkelte man Verschiedenes.

Es kam die Zeit, wo beide aus der Schule kamen. Käthi half zwar weiter daheim auf dem elterlichen Hof, aber Sami musste für ein Jahr in das Welschland. Nach dieser Zeit tauchte Sami wieder auf, und man konnte ihn öfters mit seiner früheren Schulkameradin, der Käthi, sehen. Der Waldrain-Bauer sah das aber nicht gern. Nicht dass er etwas gegen Sami gehabt hätte, nicht im geringsten, doch meinte er, Sami sei zu schwach, um einmal einen Hof übernehmen zu können. Käthi sah sich diese Liebschaft aus dem Kopf schlagen, und es habe überhaupt noch Zeit, es gebe noch manchen flotten Burschen im Dorf.

Käthi war nicht der gleichen Meinung, sagte aber nichts. Sami verliess eines Tages von neuem das Dorf, um eine landwirtschaftliche Schule zu besuchen. Wo er war, wusste eigentlich niemand genau, da der Mieschboden-Bauer ein verschlossener, wortkarger Mann war. Zweimal hatte Käthi noch Post bekommen, dann aber nichts mehr. Die Briefe waren auf der Bahnpost aufgegeben worden, so dass kein Abgangschein auf dem Stempel zu erkennen war.

Jahre verflossen nun, und das Leben im Dorf ging weiter. Käthi war eine hübsche Tochter geworden und weitherum von den Burschen umschwärmt und gehegt. Doch war sie nicht so leicht zu haben, und wer die Wahl hat, hat die Qual. Da waren nämlich gleich zwei stramme Bauernsöhne aus dem Dorf, mit gutem Ruf und schönem Hof, die um Käthi's Hand anhielten. Beide waren öfters auf Besuch beim Mulden-Peter, bald der eine, bald der andere. Käthi wusste nicht ein noch aus, mochte es doch den Mitter-Fritz wie den Räber-Hans gut leiden. Da kam ihm ein feiner Zufall zu Hilfe. Im Dorfe rüstete man sich zum kommenden Schwingfest, das zu den bekanntesten gehörte von nah und fern. Nur die besten Schwinger wurden dazu eingeladen. Fritz und Hans waren auch dabei, ja man zählte sie sogar zu den «Bösen». Als eines Abends Fritz und Hans zufälligerweise miteinander auf dem Waldrainhof auf Besuch waren, erklärte ihnen Käthi, dass es denjenigen von ihnen heiraten werde, der obenaus schwinge. Das war bald das Dorfgespräch. Jeden Abend wurde nun in der Hofstatt geübt und geschwungen, dass man seine helle Freude daran haben konnte. Fritz und Hans zeigten sich hier schon von ihrer besten Seite, indem jeder natürlich für sich, die jeweiligen Gegner in Kürze erledigte.

Der Mulden-Peter war mit dem Entschluss seiner Tochter zufrieden, hatte er früher doch selbst geschwungen und hielt die schöne Kunst noch immer hoch in Ehren.

Der grosse Tag war gekommen. Im Ried, einem schön gelegenen grossen Platz, gleich am Dorfrand, waren drei Sägmehlringe ausgestreut worden. Viele Schau-

lustige waren gekommen; sogar aus dem 15 Kilometer entfernten Städtchen hatten sich Besucher eingefunden.

Der Waldrain-Bauer hatte sich mit seiner Tochter zwei der vordersten Plätze gesichert und harrte nun der Dinge, die da kommen sollten. Die Dorfmusik «Harmone» zur Eintracht, spielte den Eröffnungs-marsch, als die ersten Paare Griffe fassten.

Das Anschwingen dauerte bis gegen Mittag und als das Ausschwingen begann, standen Hans und Fritz in den vorderen Rängen. Beide hatten sich bisher glänzend ihrer Aufgabe entledigt. Nachmittags um drei Uhr begann der Ausschlag. Da waren ihrer acht, die den Titel eines Schwingerkönigs unter sich ausmachten. Nach einer halben Stunde standen noch vier ungeschlagen an der Spitze, unter ihnen Hans und Fritz. Jetzt kamen die letzten zwei Paare an die Reihe. Direkt vor dem Mulden-Peter und seiner Tochter stiegen nun die beiden Freier in die Hosen. Man hatte sie zusammengestellt und im Ring nebenan zwei andere, Unbekannte. Das war ein Kampf! Die beiden Burschen um Käthi's Hand machten sich das Leben sauer. Bald war der eine, dann der andere in Gefahr, auf den Rücken gelegt zu werden. Das halbe Dorf umsäumte dichtgedrängt den Ring, und verfolgte gespannt den Ausgang des Kampfes. Da, plötzlich ein leiser Aufschrei in der Menge, und Fritz hatte Hans mit innern Brienzen zu Boden und auf den Rücken befördert. Hans war nun für Käthi endgültig ausgeschieden. Jetzt musste Fritz noch mit dem Sieger von Ring nebenan den letzten Gang bestreiten. Es wurde eine kleine Pause eingeschaltet, in welcher sich Hans verzog. Fritz dagegen war in angeregter Plauderei mit Mulden-Peter und seiner Tochter. Nun wurde zum Schlussgang aufgerufen. Matter-Fritz bestrat von neuem den Ring und von der andern Seite der fremde Schwinger. Dieser war ein wahrer Athlet und trug ein kleines Schnurrbärtchen. Nun hatten sie Griff gefasst; es ging los. Aber was war das, der Fremde riss Fritz mit unbändiger Kraft vom Boden, zog ihn an sich und ließ sich rückwärts fallen. Auf dem Platz war alles still, und Hunderte von Augenpaaren verfolgten die beiden Schwinger. Hup, der Fremde drehte sich im Fallen elegant mit Fritz und dieser flog mit dumpfem Tätsch in Sägmehl und schaute in die Sonne. Der Fremde hatte mit raffinierter Kraft gewonnen. Der Beifall war nicht extra, hätte man doch allgemein Fritz lieber als Schwingerkönig gesehen als einen Fremden. Dieser schrie nun auf den Mulden-Peter und dessen Tochter zu. Dort angelangt, riss er plötzlich mit schnellem Griff sein Schnurrbärtchen weg, und wer stand vor ihnen? Der Mieschboden-Sami, lebhaftig, er war es. Er hatte sich stark verändert, ohne Schnurrbärtchen erkannte man ihn jedoch sofort. Käthi wurde rot über das ganze Gesicht und gab Sami verlegen die Hand. Nun ging ein Jubel los; man hatte Sami erkannt, und alles wollte ihn sehen. Dieser aber verzog sich mit Mulden-Peter und seiner Tochter, wo noch an gleichen Abend bei letzterem zu Hause Käthi mit ihrer ersten Liebe, dem Mieschboden-Sami, Verlobung feierte.

Sami war sechs Jahre fort gewesen und hatte in der Fremde das Schwingen erlernt. Durch Zufall bekam er Wind von Käthi's Entschluss und entschloss sich, die Jugendliebe noch zu haben war, heimzukehren und am Schwingfest teilzunehmen. Um nicht sofort erkannt zu werden, klebte er sich ein Schnurrbärtchen an. Auf diese Weise gelang es ihm, unerkannt zu bleiben, bis er selbst sich zu erkennen gab.

Eb.